

Bernhard Schulze

**Links ...
trotz alledem!**

Episoden aus meinem Leben

Zwiebelzwerg Verlag

Für
Dagmar und Elke

Bernhard Schulze: Links ... trotz alledem

© Copyright und alle Rechte dieser Auflage liegen bei

Zwiebelzwerg Verlag, Gregor C. Schell, Willebadessen 2011

Umschlaglayout: Heike Laufenburg

Druck und Bindung in eigener Manufaktur

Gesamtherstellung: Zwiebelzwerg Verlag

Klosterstr. 23, D-34439 Willebadessen, Tel&Fax 05646/1261

www.zwiebelzwerg.de, verlag@zwiebelzwerg.de

Bernhard Schulze

Links ... trotz alledem!

Episoden aus meinem Leben

Zwiebelzwerg Verlag

Inhalt

Vorwort	5
1. Kindheit und Jugend eines Anhalters	7
2. Studium in Leipzig	38
3. In der Volksbildung	58
4. In der Erwachsenenbildung	87
5. Hochschullehrer im Ausland	120
6. Niedergang des Realsozialismus und Wende	152
7. Leben in der zweiten Heimat	174
8. Urlaube	188

Vorwort

Nach fast 2 Dezennien Pause griff ich 2010 wieder zur Feder. Ein wichtiger Impuls dafür war die allmählich gewachsene Überzeugung, dass meine Enkelinnen, beides Teenager, ihren Opa unzureichend kennen. Eine Möglichkeit, diese Defizite zu minimieren, sehe ich im vorliegenden Text, den ich darum ausdrücklich meinen Nachkommen widme. Eine pädagogische Erkenntnis besagt, dass man Zugang zu jungen Menschen dadurch findet, indem man Interessantes, Außergewöhnliches, zum Schmunzeln Anregendes erzählt. Deshalb kam mir nie in den Sinn, eine Biographie zu schreiben, sondern die chronologisch angelegten Kapitel enthalten ausschließlich Episoden. Zwei Besonderheiten weist das Skript auf. Erstens sind wesentliche Bestandteile meines Lebens, wie die Wissenschaft, der Sport, die Frauen und die Liebe unterbelichtet oder gar ausgeklammert. Zweitens spielen die mir am nächsten stehenden Personen, wie meine Frau, meine Tochter und ihre Kinder, mein Bruder und bis zu ihrem Ableben meine Mutter, keine oder nur eine periphere Rolle. Diesen Personenkreis bitte ich um Nachsicht. Das gilt besonders für meine Frau, die längst ein literarisches Denkmal verdient hätte, weil sie es schon über ein halbes Jahrhundert mit mir ausgehalten hat; denn ich bin wahrlich kein „Kuscheltier“, habe vielmehr Ecken und Kanten.

Ein Motto von Günter Grass „erinnern, heißt auswählen“ beherzigend, enthalten die Texte nichts Fiktives. Unter Berücksichtigung der Tatsache, dass jede Aussage, jede Erzählung die subjektive Sicht eines Autors widerspiegelt, habe ich mich bemüht, so objektiv wie möglich zu berichten.

Einige Bemerkungen zum Titel: Ich bin bewusster Zeitgenosse dreier Systeme. Ich lebte unter dem nationalsozialistischen Regime und im Arbeiter-und-Bauern-Staat. Seit 1990 habe ich mich in einer bürgerlichen Demokratie eingerichtet. Geprägt hat mich jedoch der untergegangene Staat DDR. Mit seinem Staatsziel identifizierte ich mich von Anfang an. Mit seiner konkreten Politik geriet ich oft in Konflikt, ohne je den Sozialismus als erstrebenswertes Ideal in Frage zu stellen. Obwohl ich die

Fehlentwicklungen der SED-Politik in den 1980-er Jahren vor allem in der Herausbildung des Personenkultes und in einer Entartung des demokratischen Zentralismus erkannte, wollte ich die DDR nicht abschaffen, sondern reformieren. Den Vorwurf muss ich akzeptieren, dass ich mich nicht energisch genug für einen solchen Reformkurs engagierte.

Seit dem Mauerbau 1961 Mitglied der SED bis Anfang 1990, war ich nach den Maßstäben der Partei neuen Typus kein guter Genosse. Dafür stand und stehe ich anarchistischem Gedanken- und basisdemokratischen Positionen zu nahe. Den Kapitalismus hielt und halte ich nicht für geeignet, die gegenwärtigen und zukünftigen existenziellen Probleme der Menschheit zu lösen. Er ist für mich keinesfalls das Nonplusultra der Geschichte, wie der Mainstream den Menschen einreden möchte. Einer meiner Onkel bezeichnete mich einmal als „Edelkommunist“. Ob eine Charakterisierung als „Sozialist“ oder „Kommunist“ treffender wäre, wage ich nicht zu entscheiden. Aber ein „Linker“, ein Mensch dessen Herz und Sympathie den Benachteiligten und für soziale Gerechtigkeit Eintretenden dieser Welt gehört, war und bin ich allemal.

Als Mitsiebziger habe ich längst den Zenit der Lebenskurve überschritten. Rückblickend stelle ich fest, dass mein Lebensweg durchaus nicht vorher bestimmt war. Weder eine Klasse, eine Gruppe oder die Familie haben meine Wesenszüge endgültig geprägt. Lange Zeit lebte ich wenig zielstrebig. Erst als Mitzwanziger entschied ich mich, engagiert eine sozial gerechte Gesellschaft mitzugestalten. Dieses Lebensziel blieb Stückwerk ist letztlich gescheitert. Trotzdem haben weder Resignation noch Apathie von mir Besitz ergriffen. Vielmehr stimmen mich gesellschaftliche Prozesse, die sich in vielen Regionen unserer Welt ereignen, optimistisch. Mit der Weisheit des Alters blicke ich auf ein Leben zurück, in dem es mehr Höhen als Tiefen gab. Möge mir ein gnädiges Schicksal noch einige Jahre gewogen bleiben.

Oktober 2010

Bernhard Schulze

1. Kindheit und Jugend eines Anhalters

Bis in die Gegenwart werden die Bewohner der ehemaligen Residenzstädte Dessau, Köthen, Bernburg, Zerbst und ihr Umfeld von den übrigen Deutschen als Anhaltiner bezeichnet. So z.B. jüngst geschehen in der „Bild“ vom 13. Juli 2010, die sich auf ihrer ersten Seite mit den Einwohnern Sachsen-Anhalts beschäftigte. Zu den Anhaltinern gehören jedoch ausschließlich die Mitglieder der einheimischen Fürstendynastien bzw. nach 1863 der Dessauer Herzöge. Von den Anhaltinern haben nur der „Alte Dessauer“, Fürst Leopold I., als Heerführer und Militärreformer der Preußenkönige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. und „Vater Franz“, Fürst Leopold III., als Gründer des Dessau-Wörlitzer-Gartenreiches, nationale Bedeutung erlangt. Alle übrigen Bewohner Anhalts, so auch meine Eltern, geborene Dessauer, waren und sind Anhalter.

Prägend für meine Kindheit waren weniger die Verhältnisse unter dem nationalsozialistischen Regime, der Krieg mit der Gefahr für Leib und Leben oder der Hunger der Kriegs- und Nachkriegszeit, sondern eine aus dem Rahmen fallende Freundschaft. Das Verhältnis zu meinem ersten und besten Freund, zu Paul, genannt Paulchen, war einzigartig. Erstens weil es zunächst von gravierenden Diskrepanzen bestimmt war, und zweitens weil mir Paulchen so nahe stand wie ein Bruder. Ich wurde 1934, in der Zeit als der spätere „Gröfaz“ (größter Feldherr aller Zeiten) das deutsche Volk regierte, in der Kleinstadt Raguhn, Kreis Anhalt-Bitterfeld, damals Kreis Dessau-Köthen, geboren. Da mein Vater Mittelschullehrer war, wir ein Dienstmädchen und eine Wäscherin beschäftigten, zählten uns die Bürger im Ort zur gehobenen Mittelschicht. In der Brauhausstraße, in der ich 29 Jahre lebte, wohnte schräg gegenüber unserem Haus eine Arbeiterfamilie mit drei Kindern. Der Älteste, mit mir gleichaltrig, hieß Paul. Während ich für mein Alter dürr und groß war, hatte Paulchen eine kräftige, gedrungene Gestalt. Sein Markenzeichen war ein hervorstehendes Obergebiss, weil seine Eltern nicht genügend Geld besaßen, die Kauwerkzeuge mittels einer Zahnsperre zu korrigieren. Paul-

chen war kein Adonis, sondern ein normal entwickelter Lausbub. Im Prinzip werden Kinder, die sich täglich über den Weg laufen, Spielgefährten. Das war zwischen Paulchen und mir mit Einschränkungen auch der Fall. Aber von Zeit zu Zeit rastete Paulchen ohne ersichtlichen Grund aus, zerstörte meine Spielsachen und verprügelte mich. Allmählich wurde Paulchen für mich zum Albtraum. Meine sich sorgende Mutter sprach mit Paulchens Eltern. Dieser bezog vom Vater kräftige Prügel, aber nach ein paar Tagen hatte ich erneut unter Drangsaliierungen zu leiden. Das wiederholte sich noch viele Male. Mein Vater schämte sich offenbar, dass er einen solchen Schlappschwanz zum Sohne hatte. Ständig hörte ich von ihm: „Wehr dich doch, der ist doch viel kleiner!“ Aber es war wie verhext. Sobald ich Paulchen sah, erging es mir wie dem Kaninchen vor der Schlange. Ich war wie gelähmt. Warum ich auf Paulchen wie ein rotes Tuch auf den Stier wirkte, ist nie eindeutig geklärt worden. Das Schlimme an der Situation war Paulchens Unberechenbarkeit. Wir spielten einige Tage friedlich, dann packte irgend etwas Paulchen plötzlich, und er stürzte sich auf sein schockiertes Opfer und dessen Spielsachen. Nach einer solchen Attacke versuchte ich Paulchen aus dem Wege zu gehen. Vergebens. Wie die Motte vom Licht wurde Paulchen von mir angezogen. Ich traute mich manche Tage nicht ins Freie. Von unserem Fenster im ersten Stock hatte ich einen guten Überblick über die Straße und den Kirchvorplatz, unsere bevorzugten Spielplätze. Oft lauerte Paulchen hinter einer Hausecke und blickte sehnsüchtig auf unsere Haus- und Hoftür. Nicht nur ich, auch die Erwachsenen waren ratlos. Etwa zwei Jahre dauerte dieser unerträgliche Zustand, denn auch mit unserer Einschulung in dieselbe Klasse änderte sich nichts. Meine Mutter erzählte nach Jahrzehnten, als ich selbst Lehrer und Vater war, im Kreise der Familie mit Vorliebe eine Story, die mir immer peinlich war. Ich hatte von meinem Onkel Otto ein schönes mittelgroßes Holzpferd auf Rädern geschenkt erhalten, das sich bequem hinterher ziehen ließ. Ich führte es stolz anderen Kindern vor, die mich natürlich beneideten. Da kam Paulchen des Weges. Die Bewunderung der

Spielgefährten ärgerte ihn so, dass er sich zum Entsetzen aller das Pferd schnappte, ihm mit seinen kräftigen Händen den Hals umdrehte und den Torso auf die Straße knallte. Als ich zu jammern anfang, kassierte ich noch eine Backpfeife. Paulchen zog triumphierend ab. Ich sammelte die kläglichen Überreste meines Geschenkes auf und heulte meiner Mutter die Ohren voll: „Paulchen hat mein Pferdchen kaputt gemacht.“

Mit dem Wissen und der Lebenserfahrung von heute nehme ich an, dass Paulchens Ausraster durch Sozialneid ausgelöst wurden. In Beziehungen zu anderen Kindern fiel er nicht durch Aggressivität und Gewaltbereitschaft auf. Aber ich hatte nun einmal die modernere Kleidung, meine Spielsachen waren wertvoller und wir wohnten komfortabler. Der unbewusst vorhandene Frust äußerte sich wahrscheinlich in den geschilderten Eruptionen. Aber damit war nach dem ersten Halbjahr in der ersten Klasse Schluss. Und das kam so. Während eines Besuches bei meiner Großmutter Lina in Dessau, erzählte diese ein Erlebnis mit ihrem Mann, der im Ersten Weltkrieg gefallen war. Aus ihren bisherigen Erzählungen wusste ich, dass mein Großvater nicht nur ein tüchtiger Kaufmann, sondern auch ein begeisterter Abenteurer war. Um 1880 hielt er sich z.B. in den USA auf und lernte noch die letzten Kämpfe der Indianer mit den Weißen kennen. Es gab bereits ein paar Fotografien aus dieser Zeit, und er brachte allerhand Kultgegenstände, wie Pfeile und Bogen, einen Tomahawk, Kissen aus Pflanzenfasern und einen Wildlederanzug, wie ihn Old Shatterhand in den Karl-May-Filmen trug, nach Deutschland mit.

An einem lauen Sommerabend spazierten die frisch Verliebten Lina und Otto auf dem Magdeburger Elbedamm. Sie waren weniger mit der reizvollen Natur als mit sich selbst beschäftigt. Die Idylle wurde plötzlich durch eine Gruppe von sieben ange-trunkenen Elbeschiffen gestört, die gerade das nahe gelegene Fährhaus verlassen hatten. Ob sie sich ernsthaft an die hübsche Lina heranmachen oder nur Schabernack treiben wollten, ließ sich in der menschenleeren Gegend nicht feststellen. Nach einem Wortwechsel kam es zu Rangeleien und Handgreiflichkeiten. Mein Opa ergriff nun nicht die Flucht vor diesen wetter-

geerbten Kerlen, sondern begann richtig aufzudrehen. Da er offensichtlich Judo und andere Kampfkünste beherrschte, flogen im Nu drei Gestalten durch die Luft. Dann nahm er gleichzeitig zwei Männer in den Schwitzkasten unter jeden Arm einen und drückte ihnen die Luft ab. Halb bewusstlos kullerten sie den Elbedamm hinunter. Als er sich den beiden Letzten zuwandte, ergriffen diese wie vor einem „Monster“ die Flucht. Meine Oma hat nicht berichtet, welche Belohnung der mutige Ritter erhielt. Sie meinte nur lakonisch an mich gewandt: „Du bist sein Enkel, hast alles geerbt, nun liegt es an dir, es anzuwenden.“ Auf mich hat die Geschichte gewaltigen Eindruck gemacht. Es war quasi eine Erleuchtung, ich spürte ungeahnte Kräfte, und jegliche Furcht verschwand.

Bald sollte sich Gelegenheit ergeben, das neue Lebensgefühl praktisch zu erproben. Im eisigen Kriegswinter 1940 waren Paulchen und ich auf dem Heimweg von der neuen Schule am Bahnhof ins Zentrum der Altstadt. Ich hatte als Weihnachtsgeschenk eine modische Ledermütze erhalten, die innen eine warme Fütterung besaß. Bei grimmiger Kälte konnte man sie herunterklappen, so dass fast das gesamte Gesicht geschützt war. Außerdem war ich noch mit einem prächtigen Wintermantel ausgerüstet. So schlitterten Paulchen und ich über die zahlreichen vereisten Pfützen des Schulweges. Aus heiterem Himmel überkam Paulchen eine der von mir bis dahin gefürchteten Anwandlungen. Er riss mir die neue Mütze vom Kopf und schleuderte sie in das mit kleinen Eisschollen gespickte Dreckwasser. Mich packte eine rasende Wut. Blitzschnell trat ich auf Paulchen zu, warf seine Stoffmütze neben meine Ledermütze, riss seinen Kopf unter meinen rechten Arm, drückte immer stärker zu. Paulchen verlor das Gleichgewicht, ich ließ ihn fallen und schon lag er neben den beiden Mützen in der eiskalten Pampe. Paulchen war so perplex, dass er an keine Gegenwehr dachte, sich nach einer Weile wortlos aufrappelte und wie ein verprügelter Hund abzog. Von diesem Zeitpunkt an änderte sich unser Verhältnis grundlegend. Die nächsten Tage schaute Paulchen zu mir wie zu einem überirdischen Wesen auf. Da ich jedoch nicht nachtragend war, wurden wir

allmählich so vertraut, wie es zwischen besten Freunden üblich ist. Von nun an blieben wir unzertrennlich. Obwohl Paulchen wie ich einen jüngeren Bruder hatte, verbrachten wir mehr Zeit am Tage miteinander als mit unseren Blutsverwandten.

Ohne dass ich es wollte, wuchs ich in die Rolle des Tonangebenden hinein, weil mich Paulchen geradezu dahin drängte. In der 3. und 4. Klasse befand sich unter den Mitschülern ein Junge namens Lommel, der bereits dreimal sitzen geblieben war. Er war natürlich der Stärkste in der Klasse. Aber da er bei der Vergabe der Geistesgaben zu kurz gekommen war, erkannte er unsere Führungsrolle ohne zu murren an. Die Lehrer hatten schnell begriffen, wer das Klima in der Klasse bestimmte. Bei Streichen, wie in diesem Alter üblich, kamen Paulchen und ich daher meist glimpflich davon. Musste doch einmal einer von uns die Hand ausstrecken und bekam mit dem Rohrstock 2-3 Hiebe versetzt, was übrigens ziemlich schmerzhaft war, dann forderte der andere zum Erstaunen des oder der Strafenden Gleichbehandlung. Dieses Verhalten beeindruckte nicht nur die Lehrer, sondern imponierte auch den Klassenkameraden. Unsere Autorität wuchs weiter.

Auf meine Kindheit blieb die Politik nicht ohne Einfluss. Ich wuchs in einer Familie auf, die sich mit dem Regime arrangiert hatte. Früher Sozialdemokrat, trat mein Vater 1938 in die NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) ein, um seine Existenz als Mittelschullehrer für Geschichte, Deutsch und Religion nicht zu verlieren. Meine Mutter betätigte sich bis 1944, dem Tod meines Vaters, aktiv in der „Frauensschaft“, der faschistischen Frauenorganisation. Folglich wurde auch ich mit 10 Jahren Mitglied in der einzigen Kinderorganisation. Als „Pimpfe“ im „Jungvolk“ zogen Paulchen und ich gern mittwochs zum Dienst das braune Hemd mit schwarzem Schlips und die kurze schwarze Hose an, um hinter dem Fanfarenzug durch die Straßen Raguhns zu marschieren oder auf dem Anger und im Birkenwäldchen in zwei Parteien in einem Geländespiel um den Sieg zu kämpfen. Höhepunkt des Jahres war ein Wettkampf mehrerer Fähnleins in und um die Retzauer Sandgrube, der mit Übernachtung im Zelt und Kochen

in großen, runden Kesseln verbunden war. Hin und wieder gab es Schulungen durch „Schiebe“ = Schiebelius, unseren 18-jährigen Fähnleinführer. Ich erinnere mich an seine Kommentare zu den Frontverläufen. 1944 nahmen wir meist die Front zurück, „begradigten“ sie. Selten nur gewannen wir in „genialen Gegenstößen“ Territorium. Auch im Alltag benahm ich mich als Hitlerjunge. Ich grüßte nicht nur in der Schule, sondern auch auf der Straße oder beim Eintritt in ein Geschäft prinzipiell mit dem deutschen Gruß „Heil Hitler“. Mehrere Geschäfte meiner Heimatstadt, darunter Fahrrad-Lehmann, hatten außen an der Eingangstür ein Emailleschild mit der Aufforderung; „Trittst du in diesen Laden ein, so soll dein Gruß Heil Hitler sein!“ Die abgeschliffene Grußformel „Heitler“ war mir so in Fleisch und Blut übergegangen, dass ich mich nach Ende des Krieges nur schwer an das neue „Guten Tag“ gewöhnen konnte.

In der Schule und durch Lesen von Büchern meines Vaters kam ich mit der herrschenden Ideologie in Kontakt. Ich freute mich, dass ich zu den Auserwählten, der arischen Rasse, zählte. Etwas verwunderte mich schon, dass unsere obersten Führer, wie der Gröfaz oder sein Propagandaminister, der Hinkelfuß Goebbels, so gar nicht dem Idol, groß und blond, entsprachen. Die Rasseneinteilung, die angeblich durch Gehirngrößen untermauert wurde, erschien mir plausibel. Ich glaubte an die „bol-schewistischen Untermenschen“, die „Plutokratie“ Englands und an die Juden als Parasiten am Körper des deutschen Volkes. Als Angehöriger der Herrenrasse erschien es mir legitim, dass sich Großdeutschland mit Gewalt im Osten Europas Lebensraum beschaffte. Wenige Leute mit dem aufgenähten Judenstern liefen mir auch über den Weg. Sie waren scheu und vermieden selbst mit uns Kindern ein Zusammentreffen. Bei einem Spaziergang mit meiner Mutter im Birkenwäldchen, also einem abgeschiedenen Ort, begegneten wir einem Judenpärchen. Als sie uns bemerkten, sprangen sie erschrocken von der Bank auf und suchten das Weite. Juden war es damals verboten, sich auf öffentlichen Plätzen und Bänken niederzulassen, selbst wenn ausreichend freie Bänke zur Verfügung standen. Im

Jungvolk erfuhren wir auch einiges über die KZ (Konzentrationslager). Nach „Schiebe“ waren es Arbeitslager für Juden und andere „Volksschädlinge“, wie die Raguhner Kommunistenfamilie Bobowski. Von Ermordungen oder Vergasungen in den KZ habe ich erst nach dem Krieg erfahren. Trotz Schule und Dienst hatten Paulchen und ich reichlich Zeitreserven, um anderen Beschäftigungen nachzugehen. So spielten wir auf dem Kirchvorplatz Fußball, wobei der Ball einem Fußball nur ähnelte. Auf der Brauhausstraße, die wie alle Straßen autofrei war, kam Treibball und Kreisel zum Zuge. Die Kreisel konnte man nicht im Geschäft kaufen, aber ein kinderfreundlicher Drechsler stellte sie uns gegen ein geringes Entgelt zur Verfügung.

Obwohl wir nicht schwimmen konnten, badeten wir in der warmen Jahreszeit in der Mulde. Erst mit elf Jahren lernte ich mir an einer von den Amerikanern gebauten Pontonbrücke selbst das Schwimmen. Im Winter zogen wir vor die Stadt zu zwei zugefrorenen Teichen, um mit uralten Schlittschuhen dort zu laufen oder Eishockey zu spielen. Oder wir wagten uns auf einen zugefrorenen Muldearm, der an manchen Stellen verdächtig knisterte, weil das fließende Wasser sich nicht so ohne Weiteres bändigen lassen wollte. Kreuzgefährlich sage ich heute; damals hat jugendlicher Leichtsinn unsere Unbekümmertheit nicht getrübt. Mit unseren Schlitten rodelten wir von den Muldedämmen immer mit dem Ehrgeiz, weiter als die Konkurrenten zu kommen.

Je länger der Krieg dauerte, desto häufiger traten Sorgen in den Vordergrund. Meine Mutter bangte um ihren Mann, der seit 1940 „ins Feld“ musste. Ich vermisste meinen Vater weniger. Da meine Mutter die Zügel relativ locker hielt, erlaubte ich mir manche Freiheiten. Die Prognose des Gröfaz, es handele sich um einen „Blitzkrieg“, erwies sich als falsch. Ab etwa 1942 wurde die Masse der Bevölkerung mit dem Hunger konfrontiert. Paulchen und ich versuchten für uns Abhilfe zu schaffen, indem wir uns am Rande der Legalität Nahrungsmittel beschafften. Bald war keine Apfel- oder Kirschallee vor uns sicher, selbst wenn sie durch scharfe Schäferhunde bewacht

wurde. Zur Zeit der Kartoffelernte meldeten wir uns freiwillig auf dem Priorauer Rittergut als Erntehelfer. Wenn die Kartoffelschleuder vorbeikam, sammelten wir nicht alle herausgeschleuderten Kartoffeln in unseren „Bänert“ =Korb, sondern verbuddelten viele an Stellen, die wir uns merken konnten. War das Feld nach Feierabend menschenleer, holten Paulchen und ich die vergrabenen Schätze. Während der Getreideerntezeit gingen wir wie die meisten Leute Ährenlesen. Die in der Kaffeemühle gemahlten Körner schmeckten als Schrotsuppe gar nicht so übel. In den bitterkalten Wintertagen qualifizierten sich Paulchen und ich für den gefährlichen Job als Kohlenklauer. Die Güterzüge mit Kohle wurden von Soldaten bewacht. Raguhn war eine Rangierstation, Kinder und Jugendliche schlichen sich in der Dämmerung in die Nähe der Gleise und gingen dann in drei Formationen ans Werk. Eine erste Gruppe prüfte, ob die Luft rein war. Gab sie das verabredete Zeichen, kletterte eine zweite Gruppe auf die Waggonen, um möglichst schnell viele Briketts ohne großen Lärm herunterzuwerfen. Die dritte Riege sammelte die Kohle in Säcke ein. In einem sicheren Versteck wurde die Beute redlich geteilt. Unsere Eltern wussten nichts von den gefährlichen Unternehmungen staunten jedoch nicht schlecht, dass wir so etwas Wertvolles „gefunden“ hatten.

Mein Glaube an die Rechtmäßigkeit der offiziellen Politik wurde 1944 durch zwei Ereignisse angekratzt. Um „schnell wie die Windhunde, zäh wie Ziegenleder und hart wie Kruppstahl“ zu werden – so der Gröfaz – mussten wir Pimpfe uns während des Dienstes Abhärtungsprozeduren unterziehen. Dazu gehörten u.a. Zweikämpfe im Ringen und Boxen. Während mir Ringen Spaß machte, hatte ich mit Boxen nicht viel am Hut. Paulchen und ich meldeten uns meist freiwillig, um gegen einander anzutreten; denn wir taten uns beim Kampf nicht sonderlich weh. Eines Tages saßen wir nach diesen „Übungen“ schon wieder unter den Zuschauern, da kam der „Russe“ an die Reihe. Der Russe war ein bulliger 12-jähriger, der bei seiner Oma lebte und von ihr erzogen wurde. Die Oma, eine Arbeiterfrau, hatte für das Jungvolk überhaupt nichts übrig und versuchte

mehrmals Russe vom Dienst abzuhalten. So platzte sie unge-
niert in unsere Ausbildung und wollte Russe mit Prügel nach
Hause lotsen. Aber Russe war stur, verteidigte sich, so gut er
konnte, gegen die Schläge der alten Frau, so dass sie stets
unverrichteter Dinge abziehen musste. Für uns war ihr Auftritt
immer ein Gaudi. Russe verdankte seinen Spitznamen dem
Aussehen. Wenn er auf unsere Aufforderung eine bestimmte
Grimasse schnitt, sah er aus wie eine Karikatur aus dem bedeu-
tendsten Witzblatt, die den „bolschewistischen Untermen-
schen“ darstellen sollte. Für den 12-jährigen hatte unser Fähn-
leinführer einen mindestens 16-jährigen Hitlerjungen als Geg-
ner ausgewählt, der auch noch im professionellen Boxtraining
stand, wie sich gleich herausstellte. Für den Kampf wurden die
am wenigsten gepolsterten Handschuhe ausgewählt. Russe
gebärdete sich gar nicht ängstlich. Nach Freigabe des Kampfes
stürmte er wie ein Stier auf seinen Gegner los. Der wich leicht-
füßig, wie ein Torero tänzelnd dem Anstürmenden aus und
versetzte ihm noch einen Hieb ins Gesicht. So ging das unter
dem frenetischen Beifall der Zuschauer mindestens zehn Minu-
ten weiter. Obwohl der Russe immer wütender wurde und
heulte wie ein Wolf, hatte er mit seinen wilden Schwingern
keine Chance. Sein Gesicht wurde blutig geschlagen, regelrecht
zermatscht. Endlich gab der Fähnleinführer ein Zeichen. Nach
einem Volltreffer am Kinn blieb der Russe am Boden liegen,
wo er sich vor Schmerzen winselnd krümmte. Die Zeremonie
sollte für uns eine Demonstration der Überlegenheit der ari-
schen Rasse über die slawischen Untermenschen sein. Im
Gegensatz zu den anderen Pimpfen jubelte ich dem Sieger
nicht zu. Ich war vielmehr bestürzt, warum man einen mit
unterdurchschnittlicher Intelligenz ausgestatteten 12-jährigen
von einem weitaus Älteren zusammenschlagen ließ. Das passte
überhaupt nicht in mein Bild von Gerechtigkeit.

Das zweite Ereignis, das mein Weltbild erschütterte, war der
Tod meines Vaters und die daraus folgende unerwartete Reak-
tion meiner Mutter im August 1944. Aus der Sicht meiner Mut-
ter waren sowohl der „Führer“ als auch die amerikanischen
Tiefflieger, die den Lazarettzug meines Vaters mit MG-